

Die Heimat, der Krieg und der Goldene Westen

Ein neuer Roman von Wolfgang Bittner

Drei Auszüge

*Von nichts bin ich mehr überzeugt,
als dass ich mein Leben nicht
nach euren Meinungen einrichten darf.*
Sokrates

1. Der „Fall Blau“: eine Offensive der deutschen Kriegsführung im Sommer 1942, nachdem das Deutsche Reich im Juni 1941 den Krieg gegen die Sowjetunion begonnen hatte. Jetzt soll die an der Wolga gelegene Industriestadt Stalingrad eingenommen werden, um von dort aus weiter zu den Ölfeldern im Kaukasus vordringen zu können. Die Kriegsmaschinerie Nazideutschlands braucht Kraftstoff.

In der *Deutschen Wochenschau*, die als Vorprogramm im Kino läuft, winken lachende Soldaten von ihren Panzern, junge Männer, die Abenteuer erleben wollen. Eine markige Stimme: „Die siegreichen Verbände stoßen tief in das wirtschaftliche Zentrum der Sowjetunion an der unteren Wolga vor. Bis Moskau sind es noch 900 Kilometer.“ In einer Erdstüttung richtet der Kanonier seine Acht-Acht-Flak auf ein russisches Dorf, es gibt einen trockenen Knall und fast gleichzeitig fällt der Giebel eines Bauernhauses in sich zusammen. Eine Kolonne Soldaten zieht festen Schritts singend nach Osten.

Mehrmals am Tag meldet das Radio, genannt Volksempfänger, untermalt von Propagandamusik, neue Erfolge der Wehrmacht im Osten, Westen, Süden und Norden. Paris nach wie vor fest in deutscher Hand. Auch Rotterdam, Athen und Oslo. Soldaten singen: „Denn wir fahren, denn wir fahren, denn wir fahren gegen Engeland ...“

Aus dem bombardierten Ruhrgebiet und aus Berlin werden Mütter und Kinder in die noch sicheren ländlichen Gebiete geschickt, auch nach Schlesien. In Gleiwitz, wo mit dem angeblichen Angriff Polens auf den Sender der Krieg begann, ist noch keine einzige Bombe gefallen. Die Großmutter steht in der Küche am Tisch und schält Kartoffeln. Aus dem Radio schallt Marschmusik. Sie sagt: „Die armen Jungs wissen noch nicht, was sie erwartet.“ Ein Infanterist hat einen russischen Panzer mit der Handgranate erledigt. Der Großvater wendet sich ab. Im Hinausgehen ruft er: „Schalte aus! Die haben zu viel Karl May gelesen!“ Die Großmutter sieht besorgt aus, sie schüttelt den Kopf. „Gnade uns Gott, wenn wir den Krieg verlieren sollten.“ Das Kind kommt die Treppe herunter, und der Großvater nimmt es auf den Arm.

Das Haus ist alt, aus dem 19. Jahrhundert, vorn an der Straße gelegen, Barbarastraße, später Ulica Czesława. Dahinter ein großer Hof, umstanden von zwei mehrstöckigen Wohnhäusern, auf der linken Seite Werkstätten und eine Garage. Im Vorderhaus die Gastwirtschaft „Zur Einkehr“, daneben die Fleischerei. Im ersten Stock Wohnungen: Großeltern, Vater und Mutter, Tante Franziska mit Sohn Edmund. Ein langer Flur, die Treppe hinunter, rechts die Küche, links die Gaststätte. Die eichene Haustür steht tagsüber offen, sobald die Gaststätte geöffnet ist.

Der Großvater geht mit dem Kind auf dem Arm zur Theke. „Möchtest du vielleicht einen Schluck Bier?“, fragt er verschmitzt. Das Kind kann sich schon mit ihm unterhalten, es mag Bier, das süße, dunkle Malzbier natürlich. Noch ist kein Gast anwesend, und die beiden schauen zum Fenster hinaus auf die Straße, wo vor der hohen Mauer des Reichsbahnausbesserungswerks die Platanen mit den gescheckten Stämmen stehen und die Sonne goldene Kringel auf das Pflaster malt. Wenn jemand vorübergeht und dem Großvater zuwinkt, grüßt er freundlich zurück. Er ist eine bekannte Persönlichkeit im Viertel, stattliche Erscheinung, immer im dunklen Anzug mit Weste und Krawatte. Als Einziger in der näheren Nachbarschaft besitzt er bereits ein Auto.

Das Kind spielt mit der Uhrkette und den Berlocken, kleinen Goldmünzen, die Wohlstand verraten. Dann kommt der erste Gast herein, wenig später der nächste. In Oberschlesien wird viel getrunken, schon am Vormittag. Es sind Bahnarbeiter nach der Nachtschicht oder Grubenarbeiter, die auf dem Weg nach Hause ins sogenannte Hüttenviertel rasch noch ihre Kehle befeuchten möchten. Manche begrüßen den Großvater mit Handschlag und duzen ihn: „Glückauf, Friedrich!“, heißt es, man kennt sich seit Jahren. Es wird lebhaft, und Mariya, die Haushaltshilfe, übernimmt das Kind und bringt es in die Küche zu Großmutter Felizitas, die von allen liebevoll Feli genannt wird. (...)

Auf der Straße fahren Lastwagen und Kettenfahrzeuge vorbei, es lärmt und rasselt zum Gotterbarmen. Der Großvater schaut hinaus. „Die OT“, sagt er. Die Organisation Todt, zuständig für militärische Bauarbeiten, benannt nach dem Generalinspekteur für das Straßenwesen, Leiter des Baus der Autobahnen und des Westwalls, Reichsminister für Bewaffnung und Munition. Er war im Februar unter ungeklärten Umständen bei einem Flugzeugabsturz ums Leben gekommen. Hermann Göring, der Reichsfeldmarschall und Chef der Luftwaffe, habe damit zu tun, so wurde geflüstert, einer der keine Verwandten kennt. Todts Nachfolger, Generalbauinspekteur für die Reichshauptstadt Albert Speer, baut an Germania, dem neuen Rom, und er kurbelt mithilfe von Zwangsarbeitern die Rüstungsproduktion an. Es geht nach Osten.

Die Mutter arbeitet halbtags. Die Vorgesetzten, Kolleginnen und Kollegen mögen sie, vor allem die Kollegen. Sie ist schlank, mittelgroß, brünett, raucht Zigaretten mit einer Spitze aus Elfenbein, womit sie demonstriert, dass sie emanzipiert ist. Wenn sie ausgeht, trägt sie elegante Kleider, von denen mehrere im Schrank hängen, manche fließend lang, taubengraublau, dazu

schicke Pumps mit halbhohen Absätzen und extravagante Hüte. Immer gut frisiert, lackierte Fingernägel, kirschrot, ebenso die ausdrucksvollen Lippen. Sie macht was her, wie die Nachbarn sagen.

Das Kind lebt sein eigenes Leben. Es darf im Haus und auf dem Hof spielen, aber nicht auf die Straße gehen. Tut es manchmal doch, heimlich verlässt es den Hof durch die große Einfahrt, läuft nach links an den Häusern entlang bis zu einem kleinen Platz. Dort wachsen ein paar Bäume und Sträucher, dazwischen ragt ein Luftschutzbunker aus Beton ein wenig aus dem angeschütteten Erdreich. (...)

Die Rote Armee hat Schlesien erobert, Polen übernimmt die Verwaltung der Ostgebiete des Deutschen Reichs, und die deutsche Bevölkerung wird unter inhumanen Bedingungen vertrieben. Nach einer Irrfahrt in der Sowjetischen Besatzungszone angekommen, werden die Heimatvertriebenen auf die Städte und Dörfer verteilt. Es ist Winter, eisig kalt, und es gibt kaum zu essen. In dem Gesindehaus eines Bauernhofes soll ein Zimmer zur Verfügung gestellt werden. Aber der Weg von Potsdam dorthin ist lang und beschwerlich.

Auszug 2. Die Bahnfahrt in die Uckermark dauert mehrere Stunden. Die an einem der Brandenburger Seen gelegene kleine Kreisstadt, ihr erstes Ziel, war in den letzten Tagen des Krieges durch Bomben, Artilleriebeschuss und Brandschatzung der Sowjets – wie viele Städte der Region – fast völlig zerstört worden. In dem in einer Schule am Stadtrand eingerichteten Landratsamt erfahren die beiden Frauen, dass sie in einem Dorf in Stadtnähe untergebracht werden. Es sei nicht weit, erklärt der Beamte, nur etwa zehn Kilometer. Leider gebe es keine Verkehrs- oder Transportmittel dorthin, sie müssten zu Fuß gehen.

Frostiges Wetter und vor dem trüben Himmel die Gerippe ausgebrannter Häuser. Auf der Uferpromenade am See weht ein eisigkalter Ostwind. Ein paar freigeräumte Straßen führen durch die Stadt, die ein Bild des Grauens bietet. Der Turm der großen domartigen Kirche ragt schwarz verkohlt in den Himmel, das Kirchenschiff ebenso wie die umliegenden Häuser und das ehemals ansehnliche Rathaus sind völlig zerstört. Die Landstraße führt durch leicht hügeliges Land mit kleinen Dörfern und Bauernhöfen, die vom Krieg offenbar verschont geblieben sind.

Dem Kind ist kalt, es ist müde und hat Hunger, dazu Blasen an den Füßen, die aufplatzen. „Mir tun die Füße so weh“, klagt es. „Nur noch ein oder zwei Kilometer“, erwidert die Mutter. „Wir sind bald da, dann machen wir es uns warm und essen etwas Gutes, und danach schlafen wir in einem weichen Bett.“ Ein weiches Bett, darauf freut sich das Kind, setzt einen Fuß vor den anderen. Es sieht, wie sich die Mutter und Tante Franzi mit ihren Koffern abmühen. Es hört, wie Edmund, der zu seinem Rucksack noch die Reisetasche seiner Mutter schleppt, vor sich hinspricht: „Flink wie ein Windhund, zäh wie Leder und hart wie Kruppstahl.“

Die Straße geht nach einigen Kilometern in einen Schlackenweg über, der kein Ende zu nehmen scheint. Rechts und links Wiesen, Felder, kleine Waldstücke. Die Frauen schleppen sich mit ihren Koffern ab und müssen immer öfter Pausen einlegen. Edmund murmelt: „Was uns nicht umbringt, macht uns nur noch härter.“ Tante Franziska stöhnt und jammert, sie will sich an den Straßenrand legen und erfrieren. Die Mutter sagt: „Mach das, wenn dir danach ist. Wir gehen jedenfalls weiter.“

„Mir ist so schwindlig“, sagt das Kind und hält sich am Mantel der Mutter fest, damit es nicht hinfällt. Die Mutter stellt schwer atmend ihr Gepäck ab, stößt mühsam hervor: „Dann rasten wir einen Moment. Sie setzt sich auf einen Stein, nimmt das Kind auf den Schoß. Die Tante hat sich auf den Koffer gesetzt, Edmund legt sich lang auf den Weg. „Müssen wir jetzt sterben?“, fragt das Kind. „Ach was“, flüstert die Mutter und wiegt es auf dem Schoß. „Wir gehen gleich weiter, wir sind doch fast da.“ Sie zeigt nach vorn, wo zwischen Bäumen ein Dach zu sehen ist. Dann nimmt sie das Kind auf die Schultern über dem Rucksack, in eine Hand den Koffer, in die andere die Tasche und schleppt sich weiter, gefolgt von Tante Franziska und Edmund.

Es ist tatsächlich nicht mehr weit, hinter einer Biegung des Weges taucht das Dorf auf. Nur wenige Häuser, zumeist aus Fachwerk, eine Kneipe, ein kleiner Laden, etwas erhöht die Kirche aus Feldsteinen, daneben Gräber, ein Kriegerdenkmal, am Ende des Dorfes das Ziel: ein großer Bauernhof mit Nebengebäuden, vor der Scheune zum Weg hin der Misthaufen, riesig groß und dampfend. Es wird bereits dunkel.

Die Bauernfamilie sitzt gerade beim Abendessen, es riecht bis in den Flur verlockend nach Gebratenem. Warm ist es hier, die Frauen stellen rasch ihr Gepäck ab, Edmund und das Kind setzen sich auf eine Bank. Aus der Küche kommt die Bäuerin, eine hagere Frau Ende vierzig. Sie schaut sich nur kurz den Einweisungsschein an und händigt der Mutter einen Schlüssel aus. „Der ist für das letzte Zimmer, das wir noch vergeben können“, sagt sie mürrisch. „Drüben im Gesindehaus, der Knecht wird es Ihnen zeigen. Für die Haustür brauchen Sie keinen Schlüssel, die ist nicht verschlossen.“ Sie ruft einen vierschrötigen Mann herbei, der die Ankömmlinge freundlich begrüßt. Er nimmt die beiden Koffer, hängt sich noch den Rucksack der Mutter um und führt die Frauen mit den Kindern über den Hof zu einem einzeln stehenden Haus. Dem Kind, das die Wärme im Bauernhaus belebt hat, fällt auf, dass er hinkt. So sieht also ein Knecht aus, denkt es und fragt sich, was ein Knecht macht und wo der viele Mist herkommt.

Im Gesindehaus gehen von einem dunklen, muffig riechenden Flur mehrere Zimmertüren ab. Der Knecht zeigt auf die erste Tür links: „Hier wohnt Frau Reuchel mit ihrer kleinen Tochter, dahinter ist Ihr Zimmer, und gegenüber wohnt die Familie Kapitzke, bei denen geht es immer hoch her.“ Er fügt noch hinzu: „Herr Kapitzke ist manchmal etwas laut, ihn hat es in Russland erwischt.“ Er zeigt mit dem Finger an die Stirn. „Kopfschuss.“

„Wo bekommen wir eigentlich unsere Lebensmittelkarten?“, erkundigt sich die Mutter.

„Beim Bauern, er ist der Bürgermeister und hat es hier im Dorf zu sagen“, klärt sie der Knecht auf. „Am besten, Sie kommen morgen Vormittag mal vorbei.“

Das Zimmer ist feucht, unansehnlich und dürftig möbliert: Tisch, vier Stühle, zwei Betten, ein Kleider- und ein Küchenschrank, ein uralter Herd zum Kochen. Mehr passt auch nicht hinein. In der Mitte hängt von der Decke eine matte Funzel, die den Raum spärlich erhellt. Die Wände sind fleckig, die Dielenbretter knarren, und das Nachbarzimmer ist nur durch eine abgeschlossene Stubentür getrennt. Bevor der Knecht geht, nennt er noch seinen Namen: Kasubke. Und er deutet auf die zerfaserten Kupferdrähte einer abgerissenen elektrischen Leitung neben dem zugigen Fenster: „Nicht berühren! Das Kabel führt noch Strom. Ich komme bei Gelegenheit mal vorbei, um es zu isolieren.“

„So ein Loch“, sagt Tante Franziska.

„Am Ende der Welt“, bestätigt die Mutter.

Das Kind zieht seine Schuhe aus, legt sich auf eines der Betten und sagt: „Mir ist kalt, und mir tun die Füße so weh.“

„Ich schau mir das gleich an“, erwidert die Mutter. Sie wirft einen Blick in den Küchenschrank, in dem sich nur etwas Geschirr, Besteck, ein zerbeulter Kochtopf und eine Bratpfanne befinden.

„Was machen wir denn hier?“, will Edmund wissen, dem die Vorstellung, in diesem Raum und in dieser Umgebung längere Zeit zu verbringen, offensichtlich Unbehagen bereitet.

„Das weiß ich auch nicht“, antwortet Tante Franziska und legt sich auf das zweite Bett.

„Wir werden es herausfinden“, antwortet ihm die Mutter. „Jedenfalls sind wir erst einmal in Sicherheit und haben ein Dach über dem Kopf.“

„Ich habe Hunger, und ich bin so müde“, sagt das Kind und schläft ein.

Nach wochenlangem Dahinvegetieren in der Notunterkunft erhält die Mutter einen Brief des Suchdienstes vom Roten Kreuz. Der Vater lebt, er liegt schwer verwundet in einem Lazarett in Ostfriesland. Bei eisiger Kälte macht sich die Mutter mit dem Kind auf den Weg in die Britische Besatzungszone. Ende 1945 ist die sogenannte Demarkationslinie überschritten, hungrig und frierend kommen sie in einem Übergangslager hinter der Grenze unter. Kurz nach Neujahr wird endlich die Weiterfahrt nach Norddeutschland genehmigt.

Auszug 3. Drei Tage später sitzen die Mutter und das Kind nach Übernachtungen in Notunterkünften in Braunschweig und Hannover in einem Zug, der in Richtung Küste fährt. Sie sind hungrig, denn eine letzte dürftige Mahlzeit gab es am Abend zuvor von der Bahnhofsmission. Ihnen gegenüber sitzen zwei vornehm gekleidete ältere Leute, die vertraut miteinander umgehen,

offenbar ein Ehepaar. Aus ihrer Unterhaltung ist zu entnehmen, dass sie aus der amerikanischen Besatzungszone kommen.

Es ist kalt im Zug, und die Mutter entnimmt ihrem Koffer eine Decke, in die sie das immer noch etwas hustende Kind einwickelt. „Möchtest du vielleicht ein Hustenbonbon?“, fragt die gegenüberstehende Frau, und als das Kind nickt, darf es sich aus einer kleinen Dose, die ihm die Frau hält, bedienen. „Schmeckt gut“; sagt es.

Die Frau lächelt ihm zu. „Hoffentlich hilft es ein wenig. Wie alt bist du denn?“

„Fünf“, antwortet das Kind. „Aber ich werde bald sechs.“

„Freust du dich schon auf die Schule?“, fragt der Mann.

Das Kind nickt. „Dann lerne ich schreiben und lesen, rechnen kann ich schon ein bisschen. Aber am liebsten würde ich zu meiner Oma nach Gleiwitz zurückfahren.“

„Wir kommen nämlich aus Schlesien“, wirft die Mutter ein.

„Ach, aus Schlesien“, sagt der Mann. „Wir hatten Verwandte in Breslau, vor dem Krieg.“

„Fahren Sie auch nach Oldenburg?“, fragt die Frau.

„Nein, wir wollen weiter bis an die Küste. Mein Mann liegt dort in einem Lazarett. Er wurde kurz vor Kriegsende noch verwundet. Ich weiß gar nicht, wie es ihm geht, nur dass er auf dem Wege der Besserung sein soll.“

„Wird schon werden“, meint der Mann. „Im Lazarett ist er ja in ärztlicher Betreuung.“

„Und Sie wollen nach Oldenburg?“, erkundigt sich die Mutter.

„Ja, wir wollen Bekannte besuchen und haben einiges zu regeln“, antwortet die Frau. „Wir kommen aus den USA, sind 1938 ausgewandert.“

Die Mutter stutzt und schweigt erst einmal. Draußen ziehen in der beginnenden Dämmerung Heideflächen und Kiefernwald vorüber. „Die Lüneburger Heide“, sagt die Frau. „Wir hatten hier in der Nähe ein Wochenendhaus.“ Sie nimmt aus ihrer Handtasche ein Päckchen mit Reiseverpflegung und packt Butterbrote aus, die dick mit Wurst und Käse belegt sind. Sie und ihr Mann breiten Servietten aus und lassen es sich schmecken. Die Mutter lehnt sich zur Seite, schaut aus dem Fenster hinaus in die dunkler werdende Landschaft, in der vereinzelt Lichter aufscheinen, stellt sich vor, wie sie ihren Mann in die Arme schließt.

Das Kind, das eingeschlafen war, ist aufgewacht, vielleicht weil es so gut riecht. Es kuschelt sich in seine Decke und schaut den beiden alten Leuten beim Essen zu. Da reicht ihm die Frau, die seinen hungrigen Blick bemerkt hat, eine ihrer Schnitten. „Nimm nur“, sagt sie, „du hast bestimmt Hunger.“ Sie gibt auch der Mutter eine Schnitte. „Freunde in Frankfurt haben uns gut versorgt“, erklärt sie. „Es ist ja alles rationiert, und wenn Sie aus Schlesien kommen, haben Sie eine lange Reise hinter sich.“ Sie nimmt ihre Reisetasche aus dem Gepäcknetz, holt einen Kanten Brot

heraus und gibt ihn der Mutter mit den Worten. „Das brauchen wir nicht mehr, wir werden ja gleich abgeholt und gut versorgt.“

Draußen nehmen die Lichter zu, eine größere Stadt kommt in Sicht. Die beiden Alten bereiten sich zum Aussteigen vor. „Gute Weiterreise“, wünscht der Mann. „Und ein glückliches Leben!“, ruft die Frau. Ein junger Mann hilft ihnen beim Aussteigen mit den Koffern.

Die Mutter schneidet mit ihrem Taschenmesser zwei Scheiben von dem Brot ab. „Die waren aber nett“, sagt das Kind mit vollen Backen. „Ja, ich weiß gar nicht, was ich sagen soll“, flüstert die Mutter. „Stell dir vor, es waren Juden.“

Zwei Stunden darauf meldet der Schaffner, den die Mutter angesprochen hatte, dass sie ihr Ziel erreicht haben. Der Zug hält bei Schneetreiben und klirrender Kälte an dem unbeleuchteten Bahnhof einer Kleinstadt. Auf dem Bahnsteig ist niemand zu sehen, das Kind hustet und zittert, es sehnt sich nach einem warmen Bett. Hier soll irgendwo das Lazarett sein, in dem sich der Vater befindet. Aber wo ist das? Augenscheinlich gibt es viele Enden der Welt, denkt die Mutter. Gerade entschließt sie sich, an der Tür eines der nächsten Häuser anzuklopfen, als ein Motorrad mit Beiwagen vor dem Bahnhof hält. „Ist außer Ihnen noch jemand ausgestiegen?“, ruft der Fahrer, der in seiner Lederkluft mit Helm und Schutzbrille aussieht wie von einem anderen Stern.

„Wir sind die Einzigen!“, ruft die Mutter zurück.

Der Marsmensch wendet seine Maschine. „Wohin wollen Sie denn?“, erkundigt er sich.

„Ins Lazarett zu meinem Ehemann“, erwidert die Mutter.

„Dann kann ich Sie mitnehmen“, bietet der Motorradfahrer an. „Ich fahre dorthin zurück, sollte jemanden abholen, der nicht gekommen ist.“



„Man fällt wie durch eine plötzlich auftauchende Geschichtstüre in die plastisch vorhandene Jetzt-Zeit. Es braucht keine Vorstellungskraft, weil man sofort nicht nur im Bild, sondern mittendrin ist. Man ist das nicht im Text erwähnte weitere Familienmitglied. Glänzend!“ (Willy Wimmer)

*Der Schriftsteller und Publizist **Wolfgang Bittner** lebt in Göttingen. Er hat mehr als 60 Bücher für Erwachsene, Jugendliche und Kinder veröffentlicht. Sein Roman „[Die Heimat, der Krieg und der Goldene Westen](#)“ ist im März im Zeitgeist Verlag erschienen.*